

Unzeitgemäße Überlegungen zur Überwindung von Denkverboten und Berührungängsten in der Sozialpädagogik und Sozialen Arbeit - oder auch: Wer sind "wir"?

Riemann, Gerhard

Veröffentlichungsversion / Published Version

Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Riemann, G. (2005). Unzeitgemäße Überlegungen zur Überwindung von Denkverboten und Berührungängsten in der Sozialpädagogik und Sozialen Arbeit - oder auch: Wer sind "wir"? *Der pädagogische Blick*, 13(2), 101-108. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-52849>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-NC-ND Lizenz (Namensnennung-Nicht-kommerziell-Keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-NC-ND Licence (Attribution-Non Commercial-NoDerivatives). For more information see:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0>

Gerhard Riemann

Unzeitgemäße Überlegungen zur Überwindung von Denkverboten und Berührungsängsten in der Sozialpädagogik und Sozialen Arbeit – oder auch: Wer sind „wir“?

Angesichts der Verkrampfungen im Verhältnis von Sozialpädagogik (Universität) und Sozialer Arbeit (Fachhochschule) plädiert der Artikel dafür, sich an einem gemeinsamen Projekt zu orientieren – nämlich der forschungsbezogenen Vorbereitung zukünftiger Professioneller auf eine anspruchsvolle und komplexe Praxis, in der die Distinktion „Uni“ versus „FH“ zunehmend obsolet geworden ist. Die Überwindung solcher Vorbehalte sollte begleitet werden von der Entwicklung von Ausbildungsformen, in denen die Realität unterschiedlicher Professionen sichtbar wird und reflektiert werden kann. Es werden einige Vorschläge zu Ausbildungsarrangements gemacht, in denen Studierende unterschiedlicher professionalistischer Studiengänge zusammenarbeiten und zudem angeregt werden zu einer Sozialforschung in eigener Sache.

„Wie gelingt es uns, den Abstand zu den Fachhochschulen zu halten?“ Als mir vor einiger Zeit eine Vertreterin der universitären Sozialpädagogik diese Frage stellte, habe ich verduzt reagiert und irgendwie zu verstehen gegeben, dass ich mit der Frage nichts anfangen konnte – vor allem deshalb, weil mir hier die Mitgliedschaft in einer Wir-Gruppe zugeschrieben wurde, der ich nicht angehöre.¹ Ich habe mir aber sagen lassen, dass darüber unter Lehrenden der Sozialpädagogik in erziehungswissenschaftlichen Fakultäten und Fachbereichen häufig diskutiert wird, und habe mich ganz naiv gefragt: Wer ist gemeint, wenn von „uns“ die Rede ist? Und worin wird der Abstand gesehen? Offenbar wird er als noch immer bestehender qualitativer Vorsprung verstanden: „Die“ haben „uns“ noch nicht eingeholt, aber so etwas könnte drohen, falls „wir“ nicht aufpassen. Wenn man versucht, Kollegen von anderen europäischen Universitäten, die in der Sozialarbeitsforschung und in der Ausbildung zukünftiger Sozialarbeiter/-innen tätig sind, solche Besorgnisse zu erläutern, merkt man, wie seltsam das alles auf Außenstehende wirkt.

Die (deutsche) Leserschaft kann sich denken, worum es hier geht – in Zeiten des „Bolognaprozesses“, in denen an Fachhochschulen ebenso wie an Universitäten Bachelor- und Masterstudiengänge eingerichtet werden, FHs das Pro-

1 Ich arbeite an einem Fachhochschulstudiengang Soziale Arbeit, der noch an einer Universität – der Universität Bamberg – angesiedelt ist, was mit ihrer Vorgeschichte als (bayerischer!) Gesamthochschule zu tun hat, aber dessen Verlagerung an eine in der Nähe gelegene Fachhochschule gegenwärtig mit Nachdruck betrieben wird.

motionsrecht fordern und an deutschen Universitäten das Gespenst der „Verfachhochschulung“ umgeht. Außerdem ist die Stellung der Sozialpädagogik in den Erziehungswissenschaften z. Zt. alles andere als gesichert, was auch mit den aktuellen politischen Trends und Prioritätensetzungen zu tun hat: dem Rückbau sozialstaatlicher Leistungen und Regelungen, der Unterfinanzierung von Einrichtungen in allen Feldern der Sozialen Arbeit, dem Pisa-Schock – also auch der Konzentration auf die Lehrerbildung und darauf, in den nächsten internationalen „rankings“ auf jeden Fall besser abzuschneiden – und dem Feiern und Fördern von „Leistungseliten“, „Eliteuniversitäten“ und „Spitzenforschung“. Die praktische und wissenschaftliche Beschäftigung mit Menschen, die auf der Strecke geblieben sind oder deren dauerhafte Marginalisierung droht, hat gegenwärtig keine Konjunktur.

Hochschullehrer/-innen, die an Universitäten und Fachhochschulen in der Ausbildung zukünftiger Professioneller der Sozialen Arbeit tätig sind, sollten sich angesichts der gerade angedeuteten Entwicklungen, von denen sie gemeinsam betroffen sind, von solchen Sandkastenspielen der Selbstdistinktion gegenüber den anderen verabschieden. Dem Fortbestand der bundesweiten wechselseitigen Abgrenzungsbemühungen von erziehungswissenschaftlichen Fachbereichen einerseits und FH-Fachbereichen der Sozialen Arbeit andererseits haftet etwas Kurioses an, vor allem führt diese spezifisch deutsche Situation zu Erkenntnisblockaden und einer Selbstschwächung der sozialen Berufe, deren Stimme in den gegenwärtigen politischen Auseinandersetzungen ohnehin schon recht leise ist. Meine Kritik richtet sich nicht nur gegen Vertreter der universitären Sozialpädagogik, die im Bewusstsein einer vermeintlich sicheren und durch eine lange Tradition verbürgten disziplinären Verankerung auf einige ihrer Vettern und Cousinen zweiten Grades an Fachhochschulen herabblicken, z.B. auf diejenigen, die sich um die Entwicklung einer Sozialarbeitswissenschaft bemühen (vgl. Scherr 2002). Neues entsteht oft am Rande von Disziplinen oder im interdisziplinären Diskurs. Ich habe meine Zweifel, wie fruchtbar die Akzentuierung des ganz Eigenen in Abgrenzung zur universitären Sozialpädagogik ist, wenn sich die Theoriebildung und Forschungsanstrengungen auf die gleichen Ausschnitte der sozialen Wirklichkeit beziehen. Problematisch finde ich zudem, dass viele Studienordnungen an FH-Fachbereichen – und das trifft auch auf mir bekannte Bachelor-Ordnungen zu – noch immer viel zu stark durch eine unverbundene Kumulation der verschiedenen „bezugswissenschaftlichen Grundlagen der Sozialen Arbeit“ geprägt sind und viel zu wenig auf das ausgerichtet sind, worum es in der sozialarbeiterischen bzw. sozialpädagogischen Ausbildung an Fachhochschulen *und* Universitäten im Kern gehen sollte: die interdisziplinäre und in sich abgestimmte Vorbereitung auf eine anspruchsvolle, komplexe und riskante professionelle Praxis in der Sozialen Arbeit – eine Vorbereitung, die durch berufspraktische Erfahrungen und ihre Reflexion und durch die Aneignung sozialwissenschaftlicher Forschungskompetenzen geprägt sein sollte und auch offen ist für die Wirklichkeit anderer Professionen. Es sollte systematisch verhindert werden, dass man nur im eigenen Saft schmort.

Im Folgenden werde ich meine Vorstellungen zu *einigen Elementen* einer solchen professionalistischen Ausbildung in der Sozialen Arbeit skizzieren – unabhängig davon, ob sie primär an einer Universität oder einer Fachhochschule stattfindet –, die in der bisherigen Diskussion weitgehend gefehlt

haben.² Einen besonderen Akzent lege ich dabei auf hochschulinterne und -übergreifende Kooperationsformen zwischen Ausbildungsgängen der Sozialen Arbeit bzw. Sozialpädagogik und anderen professionalistischen Studiengängen, die die Studierenden auf die Arbeit in unterschiedlichen Handlungsfeldern vorbereiten – z. B. als Psychologen, Lehrer und Pfarrer, um nur einige Tätigkeiten zu nennen. Wenn man im Blick hat, dass professionelle Praktiker im Interesse von Klienten, Patienten, Schülern, Gemeindemitgliedern usw. gezwungen sind, sich mit Angehörigen anderer Professionen zu verständigen, falls sie denn ihre Sache gut machen wollen, dann sollte dies bereits in der Ausbildung berücksichtigt werden. Gerade mit solchen Ausbildungselementen wie den gleich skizzierten entstehen beträchtliche Chancen für die Entdeckung von (a) Gemeinsamkeiten in den Problemstellungen und Arbeitsabläufen unterschiedlicher Professionen, (b) neuen Forschungsfragestellungen, (c) sozialen Arrangements einer diskursiven und egalitären Einbeziehung angehender Professioneller in Forschungsaktivitäten und (d) neuen Bezügen zwischen Wissenschaft und Praxis. Wichtig für meine Skizze sind Überlegungen von Fritz Schütze (1988) zu Strukturmerkmalen von und Formen der Erkenntnisbildung an „professional schools“, wie sie vor allem im anglo-amerikanischen Universitätssystem entstanden sind. Dabei ist mir bewusst, dass meine Gedanken völlig quer liegen zu den gegenwärtigen hochschulpolitischen Leitvorstellungen in Bayern und anderswo, die bei aller Betonung übergreifender „Hochschulräume“ und neuer Kooperationsformen zwischen unterschiedlichen Hochschultypen die *essentielle Andersartigkeit* von Fachhochschulen und Universitäten hervorheben, auch wenn es im Konzert der Hochschulplaner andere Stimmen gibt (z.B. Müller-Bölling 2004).³ – Im Folgenden also einige Ideen zu Kooperationsformen:

-
- 2 Ich greife auf ein Papier aus dem Juli 2004 zurück, in dem ich mich kritisch zur geplanten Ausgliederung des Fachbereichs Soziale Arbeit aus der Universität Bamberg geäußert habe. Im Folgenden spare ich Hinweise auf die lokale Situation weitgehend aus, um allgemeine Gesichtspunkte hervorzuheben.
 - 3 Die essentielle Andersartigkeit dieser Hochschultypen wurde kürzlich im Bericht der von der bayerischen Regierung eingesetzten sog. „Mittelstraß-Kommission“ bekräftigt, auch wenn eine stärkere „Verzahnung“ gefordert und festgestellt wird: „eine strenge Isolierung von Universitäten und Fachhochschulen gegeneinander ist trotz institutioneller Verschiedenheit nicht mehr zeitgemäß.“ (Expertenkommission Wissenschaftsland Bayern 2020 (2005), S. 29). An anderer Stelle (S. 28) wird die für die „alten“ Fachhochschulen lange Zeit bestimmende wissenschaftliche Stagnation kritisiert („Sie wurden wie nachgeordnete Behörden geführt und wiesen feste, zentral verordnete Lehrpläne ohne Entwicklungsmöglichkeiten auf. Noch bis in die 1990er Jahre hinein waren Forschungsaktivitäten nur in Form von Nebentätigkeiten bzw. nur mit Hilfe eingeworbener Drittmittel zulässig.“), um dann fortzufahren: „Diese Situation (die allerdings die bayerischen Fachhochschulen auch vor der in den 1970er Jahren einsetzenden Fehlentwicklung einer Gesamthochschulkonzeption schützte) änderte sich erst in jüngerer Zeit mit den Neugründungen, die ein offeneres Fächerspektrum aufweisen und auch über ein größeres Maß an institutioneller Beweglichkeit verfügen.“ Während also einerseits eine offenere Entwicklung konstatiert und begrüßt wird, wird in der Klammer andererseits en passant etwas formuliert, was ich im Augenblick nicht anders verstehen kann als: Trott, Stumpfsinn und die Einschränkung von akademischen Entfaltungsmöglichkeiten bewahrten zumindest vor Schlimmerem (z. B. Einbildung und Selbstüberforderung). Bayern wurde (vgl. Fußnote 1) nicht vollständig vor dieser „Fehlentwicklung“ geschützt, aber immerhin: Die Erinnerung daran wird verblassen.

- Diplompädagoginnen (Uni) und Sozialpädagoginnen (FH) konkurrieren häufig um die gleichen Arbeitsstellen und verrichten oft die gleiche Arbeit, ohne dass sie bisher in ihrer Ausbildung irgendwelche Berührungspunkte gehabt haben. Dass angehende Sozialpädagogen und -pädagoginnen in Deutschland – im Unterschied etwa zu angelsächsischen Ländern – an Universitäten *und* Fachhochschulen ausgebildet werden, ergibt sich keineswegs zwingend aus unterschiedlichen Anforderungsprofilen der beruflichen Praxis. Die nach meinem Eindruck weitgehend fehlenden Berührungspunkte zwischen FH-Fachbereichen und der Sozialpädagogik-Ausbildung im Rahmen der Erziehungswissenschaften innerhalb einer Region lassen sich im Interesse einer modernen Qualitätskriterien entsprechenden Ausbildung nicht länger legitimieren. Bei der Einrichtung neuer Bachelor- und Masterstudiengänge liegt es nahe, zusammenzuarbeiten und Elemente der jeweiligen Ausbildungen, die sich bewährt haben, zusammenzuführen. Auf diese Weise würden die Zugangsschwellen zur Promotion für wissenschaftlich interessierte FH-Absolventinnen und -Absolventen auch gesenkt. Bekanntlich ist das weitgehende Fehlen der Möglichkeit zur Rekrutierung des wissenschaftlichen Nachwuchses aus den eigenen Reihen noch eine zentrale Schwachstelle der Profession der Sozialen Arbeit in Deutschland, auch wenn es vielerorts positive Ansätze zur Überwindung dieser Schwierigkeit gibt.
- Mitglieder unterschiedlicher Professionen müssen ständig kooperieren: wenn man etwa an Lehrerinnen und Schulsozialarbeiterinnen denkt oder an Sozialpädagoginnen und Psychologinnen in Beratungsstellen. Gleichzeitig ist eine solche Zusammenarbeit oft von Irritationen, Missverständnissen und Statusdünkel geprägt, die sich nachteilig auf die Arbeit, z. B. eine gemeinsame Fallbearbeitung, auswirken und mit negativen Folgen für die betroffenen Klienten, Schüler oder Patienten verbunden sind. Es würde sich anbieten, immer wieder – fakultäts-, fachbereichs- und hochschulübergreifend – gemeinsame Lehrveranstaltungen durchzuführen, in denen angehende Mitglieder unterschiedlicher Professionen zur Perspektivenübernahme und -erweiterung angeregt werden und sich mit der Sichtweise und Sprache der jeweils anderen vertraut machen. Dafür würden sich etwa Seminare zur Begleitung von Berufspraktika anbieten, an denen Dozenten und Studierende unterschiedlicher Studiengänge beteiligt sind und in denen sie durch ihren fremden Blick und das Recht zu naiven Fragen zur gemeinsamen diskursiven Erkenntnisbildung beitragen. Auch steigt der Respekt vor der Komplexität der Praxis der jeweils anderen – unabhängig von der dominanten gesellschaftlichen Statuszuweisungen und der Unterscheidung von „bescheidenen und stolzen“ Professionen.⁴
- Angehörige unterschiedlicher Professionen sind immer wieder gezwungen, mit den gleichen professionellen Kernproblemen und Paradoxien umzuge-

4 Die schwierige und störanfällige Arbeit der Verständigung mit von Ablehnung und Ausweisung bedrohten Asylbewerbern, die zum Aufgabengebiet von sozialpädagogischen Flüchtlingsbetreuern gehört, ist sicherlich nicht weniger komplex als die Durchführung und Auswertung von psychologischen Tests oder die Durchführung eines seelsorgerlichen Gesprächs, auch wenn die Arbeit mit Flüchtlingen z. Zt. nicht mit einer hohen gesellschaftlichen und politischen Wertschätzung rechnen kann. Die Unterscheidung von „bescheidenen“ und „stolzen“ Berufen geht auf den Chicagoer Soziologen Everett Hughes (1984b) zurück.

hen und sie irgendwie zu bewältigen: etwa dem unaufhebbaren Problem, dass Professionelle häufig einen Wissensvorsprung gegenüber Laien haben, was die Entfaltung von Fallproblematiken betrifft, dass ein solches Mehrwissen für eine Klientin bedrohlich sein kann und dass zugleich die Vertrauensgrundlagen zwischen Klientin und Professioneller durch das Verschweigen des Mehrwissens untergraben werden können (Schütze 1992). So etwas zeigt sich beispielsweise in der Arbeit von Ärzten und Krankenschwestern im Umgang mit Sterbenden oder in der Interaktion von Sozialarbeitern mit Drogenabhängigen. (Angehende) Professionelle sollten, um sich vor vermeidbaren Fehlern und Verstrickungen zu schützen, lernen, solche Problemstellungen in der eigenen Praxis und der Praxis anderer Kolleginnen und Kollegen zu entdecken, sich Bearbeitungsalternativen vor Augen zu führen und nach den damit verbundenen Konsequenzen zu fragen. Es liegt nahe, dass eine solche Einübung in professionelle Selbstreflexion in Fallanalyse- und Ethikseminaren befördert wird, an denen wiederum (zukünftige) Angehörige anderer Professionen beteiligt sind.⁵ Studierende und Dozentinnen/Dozenten ganz unterschiedlicher professionalistischer Studiengänge hätten etwas davon, wenn solche Seminare verbindlich und selbstverständlich würden. Studierende der Sozialen Arbeit machen häufig harte und z. T. traumatische Praxiserfahrungen (wenn es um die Begleitung von sexuell missbrauchten Kindern geht, die Konfrontation mit Gewalt, den Suizid von Klienten usw.), die ihnen sehr schwierige Entscheidungen abverlangen und sie „nicht loslassen“. Sie haben einen Anspruch darauf, dass hochschulinterne und -übergreifende Lehr- und Lernarrangements existieren, die ihrem sehr hohen Selbstreflexionsbedarf Rechnung tragen. Auch angehende Pfarrer, Lehrer und Psychologen würden profitieren, wenn Studierende der Sozialen Arbeit mit solchen Erfahrungen nicht unter sich blieben.

- In Konzeptpapieren zur Hochschulplanung wird zu Recht betont, bei der Entwicklung neuer Studiengänge komme es darauf an, dass sie „forschungsnah“ angeboten werden. Aber mit einer solchen Forderung wird noch nichts darüber ausgesagt, wie sich ein intensiver Bezug von Forschung und Lehre immer wieder herstellen lässt. Gerade „professional schools“ wie Fachbereiche der Sozialen Arbeit besitzen dadurch, dass die Praxiserfahrungen von Studierenden in der Hochschule zum Reflexionsgegenstand werden und Anstöße geben für studentische Forschung und die Forschung von Dozentinnen und Dozenten, in dieser Hinsicht ein besonderes Innovationspotential.⁶ Die Hochschullehrer/-innen an solchen Fachbereichen müssen sich immer wieder auf eine für sie fremde Praxis einstellen und Anstöße geben zu ihrer Reflexion und Erforschung. Es ist sicher kein Zufall, dass neuartige Arrangements

5 Ein Beispiel ist ein von zwei Kollegen an meinem Fachbereich durchgeführtes Seminar zum Umgang mit Sterben und Tod, zu dem auch ein Moralthologe von der Fakultät Katholische Theologie eingeladen wurde. Wenn sich Studierende unterschiedlicher Fachrichtungen beteiligen würden, wäre der Erkenntnisgewinn vermutlich noch sehr viel höher.

6 Dabei ist zu berücksichtigen, dass die Bedingungen für eine voluminöse Drittmittelforschung an FH-Fachbereichen – insbesondere aufgrund des hohen Lehrdeputats – nicht so günstig sind wie an Universitäten. Auch hier ist das Wissenschaftsland Bayern inzwischen vorn: 19 Semesterwochenstunden an Fachhochschulen.

des forschenden Lernens, die sich vor allem im Rahmen der Vermittlung von Forschungskompetenzen in der qualitativen Sozialforschung entwickelt haben und auch in einigen Graduiertenkollegs von Bedeutung sind – Forschungswerkstätten (Riemann/Schütze 1987, Reim/Riemann 1997), aber auch ethnographische Praxisanalyseseminare (Riemann 2004, 2005) – , in Deutschland zuerst an Fachbereichen der Sozialen Arbeit entstanden sind. Die Wirksamkeit solcher sozialer Arrangements und die Dynamik einer egalitären Kultur forschenden Lernens würden sicherlich dadurch befördert, dass Studierende aus unterschiedlichen (FH- und Universitäts-)Studiengängen an solchen Seminaren partizipieren und ihre jeweils eigenen Fragestellungen und Datenmaterialien einbringen. Studentinnen und Studenten der Sozialen Arbeit, die eine Forscheridentität entwickeln, sollten weitere Möglichkeiten für eine wissenschaftliche Weiterqualifikation erhalten – über einen zukünftigen Masterabschluss hinaus.

- In der sozialpädagogischen Diskussion ist ein großes Interesse daran entstanden, qualitativen Forschungsverfahren ein besonderes Gewicht in der Ausbildung einzuräumen (etwa Schütze 1994, Jakob 2002) – vor allem deshalb, weil die entsprechende Aneignung biographie- und erzählanalytischer, ethnographischer und interaktionsanalytischer Kompetenzen zur Entwicklung eines soliden Fundaments des Fallverstehens in der gegenwärtigen oder späteren professionellen Praxis beitragen kann (ohne die Sphären von Wissenschaft und Praxis zu vermischen). Im Diskurs der Hochschullehrer/-innen, die an solchen Versuchen beteiligt sind, spielt die Frage der Zugehörigkeit zu unterschiedlichen Hochschultypen keine Rolle, es geht um die Sache.⁷ Versuche, FH-Studierenden solche Entwicklungsmöglichkeiten zu nehmen und sie Studierenden der Erziehungswissenschaften vorzubehalten, wären destruktiv und selbstdestruktiv und im Interesse von Klientinnen und Klienten durch nichts zu legitimieren.

Soweit einige Überlegungen zu forschungsbezogenen und professionsübergreifenden Ausbildungsformen. Wenn ich am Schluss eine kleine Geschichte erzähle, an die ich mich in diesem Zusammenhang erinnere, dann weiß ich natürlich, dass diese Geschichte in der Welt der Universitätsrankings und des „Social Science Citation Index“ nur ein müdes Achselzucken hervorrufen würde. Die Geschichte dient mir dazu, etwas von dem zu illustrieren, was ich in meinem Artikel angesprochen habe: wie sich z. B. wissenschaftliche Neugier und neue Forschungsfragestellungen in der Reflexion eigener berufspraktischer Erfahrungen entwickeln und Studierende in ihrer Forschung auf Phänomene stoßen, die für ganz unterschiedliche Professionen von Interesse sein können – „common themes in human work“ (Hughes 1984a).

7 Vgl. etwa die Jahrestagung 2002 der Sektion Biographieforschung in der Deutschen Gesellschaft für Soziologie, die unter dem Titel „Analyse, (Selbst-)Reflexion und Gestaltung professionellen Handelns – Der Beitrag der sozialwissenschaftlichen Biographieforschung und anderer interpretativer Forschungsansätze“ am Fachbereich Soziale Arbeit der Universität Bamberg stattfand, außerdem die primär von Cornelia Giebler ausgerichtete (und gemeinsam mit einigen Kolleginnen und Kollegen koordinierte) Tagung über „Fallverstehen und Fallstudien. Interdisziplinäre Beiträge zur rekonstruktiven Sozialarbeitsforschung“ im November 2004 am Fachbereich Sozialwesen der Fachhochschule Bielefeld.

Ein von mir in meiner Forschungswerkstatt betreuter Student der Sozialen Arbeit, Andreas Stahl, schrieb vor kurzem eine qualitative empirische Diplomarbeit zu einer Thematik, auf die er ursprünglich während seiner beiden berufspraktischen Semester in einer südafrikanischen Einrichtung, die mit Mitgliedern von Jugendbanden arbeitete, gestoßen war. Er war vor allem an Gang-Ritualen und dem Lebensweg von ehemaligen Bandenmitgliedern und Drogenabhängigen interessiert, die ohne irgendeine formale Ausbildung „youth care workers“ geworden waren und unter den Jugendlichen ein hohes Ansehen genossen. Zu diesem Zweck fuhr er im Rahmen seiner Diplomarbeitsforschung erneut und auf eigene Kosten – diesmal für zwei Monate – nach Südafrika, um im Umfeld seiner Praktikumsstelle ethnographische Beobachtungen anzustellen und narrative Interviews durchzuführen. Ein von ihm interviewter „street worker“ (und ehemaliger Drogenabhängiger) erzählte ihm in einem Interview von seinem Weg und brachte besonders ausführlich in selbstläufigen Argumentationssequenzen eine moralische Problematik zum Ausdruck, die für ihn außerordentlich quälend ist („so many lives are affected by me making a decision or not making a decision“): De facto ist er so etwas, ohne sich selbst so zu bezeichnen, wie ein „Beichtvater“ geworden (er hat keine theologische Ausbildung und ist lediglich ein überzeugter Christ), der darunter leidet, so oder so Schuld auf sich zu laden. Ihm werden Verbrechen gestanden, ohne dass er in Anbetracht der verwickelten Beziehungsmuster und Gewalteskalationen die Möglichkeit sieht, die Opfer wirkungsvoll zu schützen. Wie kann er unter solchen Bedingungen handlungsfähig bleiben und ethisch vertretbare Entscheidungen fällen?

Ich höre schon den Einwand, was das denn – bitteschön – mit einer „echten“ Beichte als Teil des Bußsakraments der katholischen Kirche zu tun habe. Wenn man aber *offen* nach Unterschieden und Gemeinsamkeiten fragt, wird es für alle Seiten spannend. Ich stelle mir vor, dass sich Moraltheologen, die es gewöhnlich mit ganz anderen Studierenden zu tun haben, aber auch Vertreter der philosophischen Ethik für solche Erfahrungen interessieren könnten – oder besser: sollten – und ihre Kommentare für angehende Sozialarbeiter/-innen ebenfalls anregend wären. Aber in Zeiten einer elitären Formierung des Hochschulwesens sind solche Brücken alles andere als selbstverständlich. Die als aufgezungen erlebte Angleichung von Ausbildungsabschlüssen (an Universitäten und Fachhochschulen) im Rahmen des „Bolognaprozesses“ setzt vielerorts besondere Abgrenzungsbemühungen „nach unten“ in Gang. Manchmal drängt sich mir der Eindruck auf, dass in der bis auf Abraham Flexners Rede im Jahr 1915 zurückreichenden Geschichte der Abwertung der Sozialen Arbeit und ihrer Delegitimierung als Profession (Austin 1983) ein neues Kapitel geschrieben wird.⁸

Vielleicht gibt es bei uns hier und da Kolleginnen und Kollegen, die eine Distanz zum „Newspeak“ von „Optimierungen“ und „Effizienzsteigerungen“ in der Diskussion über das Hochschulwesen bewahren, sich das Recht zu naiven Fragen herausnehmen und sich an einer weiteren Wir-Gruppenzugehörigkeit orientieren als an der, die zu Beginn meines Aufsatzes deutlich wurde.

8 In anderen europäischen Ländern gibt es allerdings auch ganz andere Tendenzen. Finnische Kolleginnen berichteten mir, dass in ihrem Land der universitäre Master inzwischen als der Regelabschluss in der Sozialen Arbeit gilt.

Literatur

- Austin, David M. (1983): The Flexner Myth and the History of Social Work. In: Social Service Review (September), S. 357-377
- Expertenkommission Wissenschaftsland Bayern 2020 (2005): Wissenschaftsland Bayern. München: Eigenverlag des Bayerischen Staatsministeriums für Wissenschaft, Forschung und Kunst; verfügbar im Internet unter: http://www.stmwfk.bayern.de/downloads/hs_mittelstrass.html [letzter Zugriff am 8. April 2005]
- Hughes, Everett (1984a): Mistakes at Work. In: ders.: The Sociological Eye. Selected Papers. New Brunswick und London 1984, S. 316-325
- Hughes, Everett (1984b): The Humble and the Proud: The Comparative Study of Occupations. In: ders.: The Sociological Eye. Selected Papers. New Brunswick und London 1984, S. 417-427
- Jakob, Gisela (2002): Forschung in der Ausbildung zur Sozialen Arbeit. In: Thole, Werner (Hrsg.): Grundriss Soziale Arbeit. Ein einführendes Handbuch. Opladen, S. 923-935
- Müller-Bölling, Detlef (2004): Humboldts Erbe neu denken – Die Suche nach „Elite-Universitäten“ ist nur ein Nebenschauplatz. Eine stille Revolution zeichnet sich am Beispiel der Integration von Unis und Fachhochschulen ab. In: „Frankfurter Rundschau“ vom 3.2.2004
- Reim, Thomas/Riemann, Gerhard (1997): Die Forschungswerkstatt. Erfahrungen aus der Arbeit mit Studentinnen und Studenten der Sozialarbeit/Sozialpädagogik und der Supervision. In: Jakob, Gisela/von Wensierski, Hans-Jürgen (Hrsg.): Rekonstruktive Sozialpädagogik. Konzepte und Methoden sozialpädagogischen Verstehens in Forschung und Praxis. Weinheim und München, S. 223-238
- Riemann, Gerhard/Schütze, Fritz (1987): Some Notes on a Student Research Workshop on „Biography Analysis, Interaction Analysis, and Analysis of Social Worlds“. In: Research Committee „Biography and Society“ of the International Sociological Association: Newsletter No. 8 (hg. von Erika Hörning und Wolfram Fischer), S. 54-70
- Riemann, Gerhard (2004): Die Befremdung der eigenen Praxis. In: Hanses, Andreas (Hrsg.): Biographie und soziale Arbeit. Baltmannsweiler, S. 241-260
- Riemann, Gerhard: Zur Bedeutung ethnographischer und erzählanalytischer Arbeitsweisen für die (Selbst-)Reflexion professioneller Arbeit. Ein Erfahrungsbericht. In: Völter, Bettina/Dausien, Bettina/Lutz, Helma/Rosenthal, Gabriele (Hrsg.): Biographieforschung im Diskurs. Wiesbaden, S. 248-270
- Scherr, Albert (2002): Sozialarbeitswissenschaft. Anmerkungen zu den Grundzügen eines theoretischen Programms. In: Thole, Werner (Hrsg.): Grundriss Soziale Arbeit. Ein einführendes Handbuch. Opladen, S. 259-271
- Schütze, Fritz (1988): Professional Schools. Ein Entwicklungspotential für die Zukunft der GhK. Kassel: Gesamthochschule Kassel
- Schütze, Fritz (1992): Sozialarbeit als „bescheidene“ Profession. In: Dewe, Bernd/Ferchhoff, Wilfried/Radtke, Frank-Olaf (Hrsg.): Erziehen als Profession. Zur Logik professionellen Handelns in pädagogischen Feldern. Opladen, S. 132-170
- Schütze, Fritz (1994): Ethnographie und sozialwissenschaftliche Methoden der Feldforschung. Eine mögliche methodische Orientierung in der Ausbildung und Praxis der Sozialen Arbeit? In: Groddeck, Norbert/Schumann, Michael (Hrsg.): Modernisierung Sozialer Arbeit durch Methodenentwicklung und -reflexion. Freiburg i. Br., S. 189-297

Prof. Dr. Gerhard Riemann, Otto-Friedrich-Universität Bamberg, Fachbereich Soziale Arbeit, Kärrtenstraße 7, 96052 Bamberg, gerhard.riemann@sowes.uni-bamberg.de